

billigen. Verpflichten zu dispensieren kann man in unserem Falle den Pfarrer allerdings nicht, denn es ist nicht notwendig zum geistlichen Wohl des Bitten- den und es droht auch sonst kein schwerer Schaden und kein öffentliches scandalum (vgl. Noldin, *De Principiis*, Nr. 186).

Wels (OÖ.)

Dr. Peter Eder

Mitteilungen

Trau, schau wem! Unter der Devise „Unsere Bücher — Ihre Bücher“ überreichte eine bekannte katholische Buchhandlung ihren Katalog. In der Sparte „Philosophie“ ist Karl Jaspers, „Die großen Philosophen“, Bd. I, angeführt mit folgender Empfehlung: „Eine Galerie der großen Denker, die den geistigen Weg der Menschheit bestimmt haben. Schon der erste Band zeigt, daß dieses Werk durch den geistigen Reichtum und die darstellerische Klarheit nicht zu überbieten sein wird.“ Da mir das Werk aus der Fachliteratur bekannt ist, fühle ich mich verpflichtet, den hochw. Mitbrüdern einige Leseproben daraus zu vermitteln, damit sie sich selbst den Reim darauf machen können.

Jaspers will uns in das Denken der großen Philosophen einführen und zu einer persönlichen Begegnung mit ihnen verhelfen. Nach einer allgemeinen Einleitung über menschliche und philosophische Größe bespricht er die „Maßgebenden Menschen“, zu denen er Sokrates, Buddha, Konfuzius und — Jesus zählt. Das läßt den Leser aufhorchen. Was er aber dann in knapp 30 Seiten (das ganze Buch zählt an die 1000 Seiten) über Jesus zu lesen bekommt, das kann ihn nur traurig stimmen. Als Quellen werden die Synoptiker und Apokryphen zitiert, als Literatur Schweitzer, Dibelius und Bultmann angegeben. Jaspers beginnt: „Jesus ist zwar nicht als objektiv zwingendes Bild historisch dokumentiert darzustellen, aber doch durch die Schleier der Überlieferung hindurch als Wirklichkeit unumgänglich sichtbar. Ohne das Zutrauen im Blick auf die Überlieferungstrümmer und ohne das Wagnis des Irrens würde eine nur kritisch-historische Forschung alle Realität verschwinden lassen. Es ist die Aufgabe, auf Grund der Leistungen der Forscher, aus eigenem Ergriffensein das Verläßliche, Wahrscheinliche und nur Mögliche zusammenzuordnen und zum Bilde werden zu lassen. Die Grundhaltung solcher Darstellung darf unsere menschliche Beziehung zum Menschen Jesus sein“ (S. 186).

Über das Leben Jesu weiß Jaspers zu berichten: „Jesus ist aufgewachsen in Nazareth in Galiläa mit vier Brüdern und einigen Schwestern bei seiner Mutter Maria. Er hat ein Handwerk gelernt. Er muß einen Unterricht in dem rabbinischen Wissen vom Alten Testament genossen haben. Einen großen Eindruck machte auf ihn der Einsiedler am Jordan, Johannes der Täufer, mit der Predigt vom kommenden Gottesreich und von Gottes Zorngericht, von Buße, Taufe und Sündenvergebung. Jesus kam zu Johannes und ließ sich taufen. Von dort ging er in die Wüste. Zurückgekehrt, wandte er sich selber an die Öffentlichkeit, mit ungefähr dreißig Jahren, sprach in den Synagogen, wurde Rabbi genannt, wanderte in Galiläa von Ort zu Ort, hatte Jünger um sich, trat auf mit der Verkündigung vom Weltende und

Gottesreich, als Wundertäter, der Kranke heilte, Dämonen austrieb, Tote erweckte, als Lehrer des allein an Gottes Willen sich bindenden, welt-indifferenten, dem Ethos der Liebe ohne Einschränkung folgenden Lebens. Seine Angehörigen hielten ihn für wahnsinnig“ (S. 195).

„Das Selbstbewußtsein Jesu ist keineswegs eindeutig. Bei seiner Verkündigung muß er die Erfahrung gemacht haben von dem Abstand zwischen dem, was er war, sah und wollte, und dem, was die anderen verstanden. Die Menschen folgten ihm wohl schwärmerisch, sie hatten ihn nötig auf ihre Weise. Er mußte dulden, daß sie sich an ihn hängten, ihn immer weiter über sich emporhoben. Aber der Prozeß der Entwicklung seines Selbstbewußtseins ist nicht durchsichtig. Die Widersprüchlichkeit der Äußerungen zeigt nur, daß dieser Prozeß da war und daß er vielleicht gar keinen endgültigen Abschluß erhielt. Daher scheint es der Natur der Sache nach nicht eindeutig, wofür Jesus sich gehalten hat und was er gewollt hat“ (S. 197).

Jaspers lehnt Nietzsches psychologische Deutung der Persönlichkeit Jesu ab, er bevorzugt historische Aspekte: „Jesus ist eine spätantike Erscheinung am Rande der hellenistisch-römischen Welt. In einem Zeitalter heller Geschichte lebt er im Dunkel kaum bemerkt. Einer realistischen und rationalisierten Welt berechnender Macht kann er, gar nicht berechnend, nicht zugehören. Er irrt sich in bezug auf alle materiellen Realitäten und muß als Dasein scheitern. Verglichen mit der archaischen jüdischen Prophetie, die ehern wirkt, ist er vertieft, vieldeutig, beweglich. Verglichen aber mit der ihm fremden hellenistisch-römischen Welt ist er ursprünglich, wie erster Anfang“ (S. 201 f.).

Die eigentliche Deutung der Person Jesu unternimmt Jaspers aber aus der Wesensidee des Lebens Jesu: radikale Gottesgewißheit und grenzenloses Leidensbewußtsein. „Jesus ist ein Gipfel dieses Leidenkönnens! Man muß jüdisches Wesen sehen in den Jahrhunderten, um Jesu Wesen zu erblicken. Aber Jesus hat nicht passiv erlitten. Er hat gehandelt, damit Leid und Tod provoziert. Sein Leid ist nicht zufälliges, sondern echtes Scheitern. Er setzt seine Unbedingtheit der Welt aus, die nur Bedingtheit zuläßt, und der Weltlichkeit der Kirche (damals in Gestalt der für die folgenden Kirchen prägend wirkenden jüdischen Theokratie). Seine Wirklichkeit ist das Wagen von allem in der Erfüllung der Gottessendung: die Wahrheit zu sagen und wahr zu sein. Das ist der Mut der jüdischen Propheten: nicht im Spiegel des Ruhms großer Taten, des Ruhms tapferen Todes für die Nachwelt, sondern allein vor Gott. Im Kreuz wird die Grundwirklichkeit des Ewigen in der Zeit angeschaut. In dieser vorgebildeten Gestalt, im Kreuz, geschieht die Vergewisserung des Eigentlichen im Scheitern alles dessen, was Welt ist“ (S. 207).

Die Wirkung Jesu war zu seinen Lebzeiten gewaltig, und nach seinem Tode? „Als Jesus lebte, glaubten die Jünger mit ihm an Gott, an das Gottesreich und das Weltende. Als Jesus tot war, sind sie auseinander gelaufen. Als sie dann aus der Zerstreuung schnell sich wiederfanden, ist mit ihnen etwas Revolutionierendes geschehen. Sie sahen Jesus als Auferstandenen. Nun glaubten sie nicht mehr nur mit Jesus an Gott, sondern ohne Jesus an den

auferstandenen Christus. Das ist der Schritt von der Religion des Menschen Jesus, als einer der Gestalten jüdischer Religion, zur christlichen Religion. Diese gab es nicht, als Jesus lebte. Wie dieser Schritt getan wurde, wissen wir nicht.“ Zum Beweis dafür zitiert Jaspers Overbeck: „Das Christentum hat sich nach Jesu Tod aller historischen Wahrnehmung entzogen, indem Christi Anhänger ein vollkommen unfaßliches, zwischen Sein und Nichtsein zweideutig schillerndes Ding wurden. In die Sphäre der Geschichte hat das Christentum erst Paulus eingeführt. Nur ein Wahn kann das Christentum mit Jesus als historischer Person beginnen lassen.“ Dann fährt er fort: „Nur die unmittelbare Wirkung seiner Persönlichkeit auf die Empfänglichen erklärt es, daß die Jünger nach seinem Tode in ihrer ersten Ratlosigkeit jene grandiose Umdeutung der ihnen zunächst unbegreiflichen Hinrichtung vollzogen, die das Christentum begründete“ (S. 209). Jesu Wirkung ging in zwei Richtungen: „Erstens wurde er verwandelt aus Jesus in Christus, den Gottmenschen, aus einer menschlichen Wirklichkeit in einen Gegenstand des Glaubens. Zweitens wurde er geschenkt in seiner menschlichen Gestalt als Vorbild zur Nachfolge“ (S. 210). „Die Inhalte des Glaubens: Christi Opfertod, — Erlösung aller Glaubenden durch diesen Opfertod, in dem Christus ihre Sünde auf sich nahm, Rechtfertigung durch den Glauben, — Christus als zweite Person in der Trinität, — Christus als Logos (Weltvernunft), mitwirkend bei der Weltenschöpfung, Begleiter des Volkes Israel durch die Wüste, — die Kirche als corpus mysticum Christi, — Christus als zweiter Adam geschichtlicher Anfang einer neuen Menschheit, — dieses und das viele andere Material der geistig so reichen Dogmengeschichte hat mit Jesus nichts zu tun. Das ist eine neue, historisch außerordentlich wirksame Realität“ (S. 211).

Am Schluß verrät uns Jaspers wohl seine eigene Stellungnahme, wenn er schreibt: „Schließlich ist eine Orientierung an Jesus möglich ohne Nachfolge. Jesus hat ein Leben gezeigt, dessen Sinn durch Scheitern in der Welt sich nicht vernichtet, sondern bestätigt glaubte, zwar nicht eindeutig, aber als offbare Möglichkeit. Er zeigte das Freiwerden von der Lebensangst im Aufsichnehmen des Kreuzes. Seine Verkündigung zu hören, lehrt den Blick offen zu halten für das absolute Unheil in der Welt, verwehrt die Selbstzufriedenheit, erinnert an die höhere Instanz. Die Absurditäten seiner Worte und Handlungen können befreiend wirken“ (S. 212).

Erschüttert fragt man sich, ob das der Weisheit letzter Schluß sei für einen Philosophen von Format, der abschließend bemerkt: „Für die Glaubensweisen sowohl der Rebellen als auch des kirchlichen Denkens ist die geschichtliche Wirklichkeit des Menschen Jesus, der für uns in der Philosophiegeschichte von so großer Bedeutung ist, ohne Interesse“ (S. 214). Wer mit den Evangelienberichten so verfährt, ist von der geschichtlichen Wirklichkeit wie vom wahren Glauben gleich weit entfernt. Es zeugt nicht gerade von Bescheidenheit, wenn der Autor für seine Auffassung in Anspruch nimmt: „In diesem Felde wählt ein sich selber evidentes Sehen nach dem Prinzip des inneren Zusammenhangs der Sache und der Ereignisse“ (S. 215). Was ist schließlich das Ergebnis der Durchleuchtung dieser vier „Maßgebenden Menschen“? „Gemeinsam bleibt ihnen dies: in ihnen werden Erfahrungen

und Antriebe des Menschseins im Äußersten kund.“ Dieser fundamentalen Erkenntnis entspricht dann unser philosophisches Verhalten zu ihnen: „Wir sind ergriffen von dem ihnen Gemeinsamen, weil wir mit ihnen in der Situation des Menschseins stehen“ (S. 227). — Soweit der berühmte Existenzialist. Wer erinnert sich da nicht an das Schriftwort, das Paulus den gescheiten Korinthern zitiert: *Perdam sapientiam sapientium et prudentiam prudentium reprobabo?* 1 Kor 1, 19 (Is 29, 14).

Linz a. d. D.

Dr. Josef Häupl

Kostbarkeiten der Ursprache im Neuen Testament. Es muß nicht jeder „traduttore ein traditore“ sein, wie das bekannte italienische Wortspiel behauptet. Aber allzuoft geschieht es doch, daß eine nachlässige oder zu zaghafte Übersetzung viel von der Kraft der Ursprache verlorengehen läßt. Das ist bei Übersetzungen aus dem Neuen Testament ohne Zweifel besonders zu bedauern. Denn seine griechische Sprache ist nicht nur klangschön, sondern auch ungemein lebendig und farbig in der Darstellung.

Manchmal ist freilich der Sinngehalt eines griechischen Wortes gar nicht in einem einzigen deutschen Ausdruck wiederzugeben. Denken wir an *Charis* = *gratia*. Unser „Gnade“ läßt kaum etwas ahnen von dem, was noch das Lateinische durch seinen Anklang an „Grazie“ und an das „gratis“ verliehene Geschenk andeutet. Ähnlich geht es dem viel verwendeten *sozein* = *salvare*. Das kann gewiß auch körperliche Heilung oder sonst eine Hilfe bedeuten, aber im Neuen Testament wird es vor allem für das volle messianische Heil verwendet. Wenn wir das Hauptwort *Soter* mit „Heiland“ wiedergeben, so ist etwas von dieser volleren Bedeutung ausgedrückt. Wir dürften deshalb das Wort Christi: „*fides tua te salvum fecit*“ nicht mit dem farblosen Satz wiedergeben: „Dein Glaube hat dir geholfen“, sondern: „... hat dir das Heil gebracht“. Das ist besonders deutlich im Worte Jesu an die salbende Sünderin, wo von einer körperlichen Heilung gar nicht die Rede ist (Lk 7, 50).

Markus sagt im Anfang des zweiten Kapitels, Jesus habe ihnen „das Wort“ verkündet (Mk 2, 2). „Das Wort“ ist Fachausdruck für das Evangelium. Das gilt auch für den letzten Satz des Markusevangeliums, wo es heißt: „... sie predigten überall, wobei der Herr mitwirkte und das Wort bestätigte durch die begleitenden Wunderzeichen“ (Mk 16, 20). Die Übersetzung: „der Herr bestätigte ihr Wort“ verwischt diesen vollen Sinn. Oft ist freilich eine bestimmte Übersetzung so eingebürgert, daß wir eine Änderung kaum wagen dürfen. Aber es ist doch wenigstens für uns selber anregend, wenn wir entdecken, daß das Griechische die Verklärung Christi als eine „Metamorphose“ bezeichnet, eine „Umgestaltung“. Wenn wir an das denken, was Paulus im Philipperbrief von der „Gottesgestalt“ und der „Knechtsgestalt“ Christi sagt, so wird uns der Sinn des Ausdruckes um vieles deutlicher.

Ein noch bekannteres Beispiel bieten die Schlußworte der Weihnachtsbotschaft: „... und Friede auf Erden in Menschen seiner Huld“ (Lk 2, 14). So übersetzt Otto Karrer das griechische „eudokias“. Es ist eben zunächst der „gute Wille“, das heißt das Wohlwollen Gottes gemeint, das sich jetzt